

# Der Tag der Vergeltung.

Von A. R. Green.

Erstes Kapitel.

## Verhängnisvolle Wortschaft.

Am Abend des 13. Juli 1863 verließen zwei Männer, der eine in Washington, der andere in Buffalo, ihren Wohnort, und zwar unter merkwürdig ähnlichen Umständen.

Jedem von ihnen hatte die Morgenpost einen Brief gebracht, den sie sogleich vernichteten. Beide befanden sich den ganzen Tag über in einer stets wechselnden Unruhe; ja, als sie von den übrigen Abschied nahmen, erreichte ihre innere Erregung einen solchen Grad, daß die bloße Laskache ihrer raschen Berufung nach New York in geschäftlichen Angelegenheiten dafür keine genügende Erklärung bot. Auch daß dort gerade ein gefährlicher Aufstand tobte, Leben und Sicherheit jedes friedlichen Bürgers bedrohend, konnte unmöglich der Grund ihrer heftigen Gemütsbewegung sein.

Der Mann aus Washington, Samuel White, ein früherer Matrose, war jetzt angehender Staatsmann. Er galt für sehr wohlhabend, trieb aber nicht den geringsten Luxus, sondern lebte ganz still und zurückgezogen, was seiner offenbar ehrgeizigen und prunkliebenden Natur keinesfalls zusagen konnte. Freilich war es in der damals sehr unruhigen Zeit des Bürgerkriegs überhaupt nicht ratsam, seinen Reichtum auffällig zur Schau zu tragen, allein die Einfachheit von Whites Lebensweise war so groß, daß die bebrängte Lage des Vaterlandes kaum die einzige Ursache der Beschränkung sein konnte, die er sich auferlegte; die Leute meinten, es müsse wohl noch ein geheimes und zwingender Grund dahinter liegen.

Seine Frau war viel lebender, aber sie liebte die Geselligkeit; enge, bürtig ausgestattete Wohnräume waren durchaus nicht nach ihrem Geschmack. Auch bei der Erziehung und Ausbildung des einzigen Kindes konnte eine übertriebene Sparlichkeit nicht erwünscht sein. White war kein Geizhals und doch häuften er sein Geld auf der Bank an, versagte seinen Angehörigen Bequemlichkeit und Genuß und schloß sich selbst von der segensreichen öffentlichen Wirklichkeit aus, für welche natürliche Anlage und Neigung ihn bestimmt zu haben schienen. Weshalb tat er das?

Die Frage wurde oft erörtert, blieb aber unbeantwortet. Auch seine Gattin stellte sie eines Tages und erschraut heftig über den Bild voll Seelenqual, den er ihr zuwarf. Mit einem liebendollen Kuß machte sie rasch dem peinlichen Augenblick ein Ende, zum Zeichen ihres vollen, unbedingten Vertrauens. Aber sie vergaß dies Erlebnis nicht und als er am 12. Juli wieder jenen Ausbruch in den Mienen ihres Mannes sah, und die innere Pein den ganzen Tag nicht von ihm weichen wollte, ergriff sie das unheimliche Vorgefühl eines großen drohenden Unglücks. Oft schon hatte sie die Möglichkeit ins Auge gefaßt, daß ihr Mann tätigen Anteil an Kriegen nehmen, wohl gar selbst ein Regiment ins Feld führen könne und der Gedanke an Trennung und Todesgefahr machte ihr liebendes Herz erbeben. Aber eine ganz andere Angst erfüllte sie jetzt; ein namenloses Grauen vor etwas Unbekanntem in der Seele ihres Mannes, die bisher wie ein offenes Buch vor ihr gelegen hatte. Was sie eigentlich fürchtete, wußte sie nicht, aber es quälte sie so sehr, daß sie unwillkürlich mit bangem fragendem Herzen die ganze Vergangenheit vor ihrem Geistesauge vorüberziehen ließ.

Sie kannte Samuel White von Jugend an. Im selben Landstättchen aufgewachsen, waren sie Spielgefährten gewesen, lange bevor sie ein Liebespaar wurden. Als er fortzog, um sein Glück im Westen zu suchen, baute sie das heimliche herrliche Zukunftsbild und träumte von ihrem künftigen seligen Eheglück. Bei seiner Rückkehr — (o wie lebendig brachte ihr der Gedanke daran die alte Zeit wieder ins Gedächtnis!) fragte sie nicht erst danach, ob er Geld und Gut erworben; sie bewillkommnete den Wanderer mit strahlendem Blick und warmem Liebesgruß. Auch er hatte ihr sein Herz bezaubert, das fühlte sie wohl, und doch war es ein seltsames Widersprechen; denn er schien die Beweise ihrer treuen Liebe nur mit Widerstreben hinzunehmen. Dies schäferne Wesen, wie sie es in ihrer Unerfahrenheit nannte, war ihr damals aufgefallen, nun sie aber mit gereifterem Urteil daran zurückdachte, erkannte sie wohl, daß er eine förmliche Scheu empfunden hatte, sich zum Eintritt in den Ehestand feierlich zu verpflichten. Tragend hatte er sie geheiratet und war ihr ein treuer, liebevoller Gatte gewesen. Rein eifersüchtiger Gedanke war in ihr aufgefliegen, obgleich seine äußere Erscheinung ganz danach beschaffen war, die Frauendwelt ununterbrochen anzuziehen und zu halten. Nur eine schwere Enttäuschung hatten ihr die Jahre gebracht; die Hoffnung, daß ihr Mann sich in der Öffentlichkeit hervortun und

nach einer für seine Gaben angemessenen Stellung streben würde, hatte sich nicht erfüllt. Wie stolz würde sie auf seine Erfolge gewesen sein! Es hätte ihr Trost und Zerstreuung gebracht in ihrem bei zunehmender Kränklichkeit häufig leidenden Zustand, ihn im Staatsleben zu Ehre und Ansehen emporsteigen zu sehen. Daß er würdig gewesen wäre, einen hohen Platz unter den Führern des Volkes einzunehmen, galt ihr für ausgemacht. Er besaß einen weiten Gesichtskreis, die Arbeit war seine Luft, er schien zum Herrschen geboren. Und doch blieb er in seiner Dunkelheit und wirkte nur im Geheimen, gerade als schämte er sich seines Tuns — ein Verfahren, das zu seinem ganzen Charakter in völligem Widerspruch stand. Alles dieses erwiderte die Gattin in ihrem Sinn an jenem Tage voll innerer Kämpfe, aber sie fand keinen Ausschluß über das Geheimnis, das auf seiner Seele lastete und auch ihren Frieden zu zerstören drohte.

Von den elf Jahren ihrer Ehe hatten sie fünf in New York zugebracht, wo White das Maklergeschäft betrieb, dann waren sie nach Washington übergesiedelt und er hatte seine politische Laufbahn begonnen, aber ganz im Verborgenen und nur wie verflohen, so daß sein Einfluß sich zwar bemerkbar machte, sein Name aber selten genannt wurde und seine Person nie in der Öffentlichkeit erschien. Seit einiger Zeit war er noch seltener ausgegangen als sonst und dann und wann sprach eine geheime Angst aus seinem Blick, die bei der Ankunft des Briefes am 13. Juli ihren Höhepunkt zu erreichen schien. Sie hätte bloß die Hand ausstrecken dürfen nach jenem Zettel, um Aufklärung über alle dunkeln Rätsel zu erlangen, die sie nicht lösen konnte. Einen Augenblick zögerte sie, aber schon war es zu spät; er rief den Brief in kleine Stücke und starrte wie hilflos ins Leere. Als sein glanzvolles Auge ihrem fragenden Blick begegnete, streckte er die Hand aus, als wolle er sie ansetzen zu schweigen, und schwankte aus dem Zimmer. Etwa eine Stunde später lehrte er gefaßter zurück und teilte ihr mit, er habe einen Brief erhalten, der ihn nötige, unverzüglich nach New York abzureisen; zuvor wünsche er jedoch seinen Sohn Stanhope zu sehen, sie möge daher rasch nach ihm schicken. Diese Bitte ersuchte noch ihre Befürzung, denn Stanhope war auf der Schule in dem mehrere Meilen entfernten Georgetown. Hielt ihr Mann vielleicht die Reise nach New York, wo der Pöbelaufland tobte, für gefährlich und wollte Abschied von dem Knaben nehmen? Eine derartige Flucht war doch bei der sonstigen Entschlossenheit und Kraft seines Charakters kaum denkbar.

Im Lauf des Tages sah sie ihn nur wenig, da er meist am Schreibtisch beschäftigt war; wie sehr er sich aber auch zwang, in ihrer Gegenwart unbedungen zu erscheinen, so war doch eine angstvolle Spannung, ein tiefer Kummer in seinen Mienen unverkennbar. Endlich ertrug sie es nicht länger.

„Samuel“, rief sie in schmerzlichem Frieden und schlang die Arme um seinen Hals, „was quälst dich so? Was bedeutet diese plötzliche Reise? Sind es Staatsgeschäfte, die dich fortzuziehen, oder ist es eine persönliche Angelegenheit, die du mir nicht verschweigen solltest?“

Er zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann sagte er in einem Tone, der ihr jede weitere Frage abschchnitt:

„Mich ruft ein Privatgeschäft nach New York. Wäre es gut für dich, zu wissen, welcher Art es ist, so würde ich dir mein Vertrauen nicht vorenthalten.“

Diese Worte klangen trübend, doch schloß er sie dabei mit lebensschafflicher Innigkeit in die Arme. „Berg dich“, fügte er eindringlich hinzu, „daß ich dich stets lieb gehabt habe!“ Ehe sie sich noch von ihrer Ueberzeugung erholen konnte, hatte er das Zimmer verlassen.

„Ich will warten bis Stanhope kommt“, dachte sie bei sich, „er wird schon ausfindig machen, was seinen Vater quält und warum er gerade jetzt die Reise nach New York unternimmt.“

Aber Stanhopes Ankunft machte die Sache nur noch rätselhafter. Statt den Knaben zu sich kommen zu lassen und ihn zu begrüßen, schien Herr White sich förmlich zu fürchten, sein Kind zu sehen. Erst als es fast Zeit zum Zuge war, kam er aus seiner Studierstube, setzte sich und nahm den Knaben auf seine Knie. Er versuchte zu reden, aber die Stimme verlagte ihm; einen Augenblick beugte er sich über das Haupt des Kindes, dann schob er das Kind beiseite, sprang auf und griff nach seinem Hut.

„Was ich zu tun habe, wird morgen abend geschehen sein“, sagte er zu der Mutter, welche die Hand nach ihm ausstreckte, als wolle sie ihn zurückhalten. Seine Stimme hatte einen unnatürlichen fremdartigen Klang. „Übermorgen sollst du von mir hören und den Tag darauf werde ich wahrscheinlich wieder daheim sein.“ Das war es auch, aber nicht auf die Weise, wie er es offenbar erwartete.

Remuel Philipps aus Buffalo, der an dem nämlichen Tage durch einen Brief nach New York berufen wurde, war ein Mann ganz anderer Art als Herr White aus Washington. Von Gestalt schlank und mager, mit feinem geschnittenen Gesichtszügen, fesselte er den Blick des Beobachters unwillkürlich, allein, ob es gute oder böse Mächte waren, die diese Anziehungskraft ausübten, ließ sich schwer entscheiden. Er stand im vierzigsten Lebensjahr; vor aber seinen gebildeten Gang auf der Straße sah, hätte ihn leicht für zwanzig Jahre älter halten können. Sein lebhaftes Auge, sein ausdrucksvoller Mund und sein rascher Schritt zeigten jedoch, daß er noch seine volle Manneskraft besaß. Er trat stets leise auf, — wie jemand der sich verfolgt glaubt und zu entkommen sucht, — sagte man; doch er sich stets von Zeit zu Zeit verstoßen umblidde, bestrahlte die Leute noch in diesem Glauben, ja, wäre er nicht ein angehender Bürger und Ehrenmann gewesen, so hätte ihn diese Eigenheit allerlei Unannehmlichkeiten zuziehen können. So aber galt er nur für einen Sonderling unter seinesgleichen und gelegentlich äffte ihm wohl ein Bube auf der Gasse hinter dem Rücken seine Gargart nach.

Er lebte in einem unscheinbaren Hause in Westen der Stadt als Privatgelehrter. Was für Studien er betrieb, wußten wenige und niemand kümmerte sich darum. Es konnte ihm nicht an Mitteln fehlen, denn er legte sich keinerlei Entbehrungen auf und steuerte im Geheimen zu vielen wohlthätigen Anstalten bei. Am öffentlichen Leben nahm er nicht teil; bei Volksversammlungen oder an Orten, wo die Leute in größerer Anzahl zu verkehren pflegten, war er ebensowenig zu sehen, wie Herr White aus Washington. Er blieb meist in seinen vier Wänden und selbst dort fiel es etwaigen Besuchern auf, daß seine ruhelosen Hände halb nach rechts, halb nach links über seine Schulter schweiften, als fürchte er, einen unwillkommenen Eindringling auf der Schwelle erscheinen zu sehen. Diese fortwährende Wachsamkeit war ihm ebenfalls zu zweifeln Natur geworden; alle Hausgenossen kannten seine Unruhe und nahmen Rücksicht darauf; sogar sein kleines neblisches Töchterchen kam nie ins Zimmer gelaufen, ohne zuvor, wie zu seiner Beruhigung, mit hellem Stimmchen zu rufen: „Vater, ich bin es.“

Seit drei Jahren lebte er in Buffalo. Zuerst war er allein, später ließ er irgendwoher sein Kind nachkommen, das die Wärdlerin nach auf dem Arme trug. Er sagte, daß er seit fünf Monaten Witwer sei, von seiner verstorbenen Frau aber und seinem früheren Wohnort sprach er nie. Trotzdem genoß er das Vertrauen seiner Mitbürger; die wahrhaft rührende Liebe, die er für sein Töchterchen an den Tag legte, und sein stiller Gelehrtenleben sprachen zu seinen Gunsten.

Bei etwas genauerer Beobachtung hätte man jedoch leicht an ihm irre werden können. Einem Manne, der bei jedem Laut erschrickt und sich fürchtet, um eine Strafnede zu siegen, muß irrend eine geheime Angst auf der Seele lasten. Wächst nun aber diese Angst im Laufe eines einzigen Tages zu förmlichem Entsetzen, so läßt sich wohl annehmen, daß seine Vergangenheit ein Geheimnis birgt, vor dessen Enthüllung ihm graut.

Am 12. Juli 1863 hatte seine Furcht und Bangigkeit den höchsten Grad erreicht. Ruhelos verbrachte er den Tag; zur Schlafenszeit begab er sich, statt das Lager aufzusuchen, in sein Studierzimmer, wo er die ganze Nacht über seine Papiere durchsah und ordnete. Als der Morgen anbrach und der Postbote kam, war er vor nervöser Erregung kaum imstande, der treuen Dienerin, die seinen Haushalt besorgte, den Brief aus der Hand zu nehmen, den sie ihm brachte. Mit bebenden Fingern öffnete er das Schreiben, las die eine Zeile, die es enthielt, und ein unterdrückter Schmerzensschrei entrang sich seiner Brust. Als eine Stunde später sein Töchterchen ins Frühstückszimmer gehüpft kam und den Vater so traurig sah, kletterte die Kleine ihm auf das Knie, schlang die Arme um seinen Hals und überhäufte ihn mit Küßen.

Als könne er ihre Liebeslungen nicht ertragen, setzte er sie schnell auf den Boden und eilte nach der Küche, wo er die brave Abigail Simmons bei der Arbeit traf. „Sie haben mir versprochen, das Kind immer liebevoll zu behandeln“, rief er die Frau bei der Schulter fassend, „vergessen Sie das nicht.“

Abigail sah ihn verdutzt an: „Wie sollte ich denn anders als freundlich sein gegen die süße Kleine?“

„Aber wenn sie allein in der Welt zurückbliebe, wenn mir etwas zustoßen sollte —“

„Was ist denn geschehen — Sie sind doch nicht krank, Herr?“

„Nein, aber ich reise nach New York“, sammelte er. „Es ist meine erste Trennung von dem Kinde und mir bangt vor Unglück. Kann ich mich darauf verlassen, daß Sie sich

ihrer mit mütterlicher Sorge annehmen werden, falls ich nicht zurückkehre?“

„Ich werde sie behüten wie meinen Augapfel“, erwiderte die gute Frau, „was habe ich denn sonst Liebes auf der Welt?“

Er atmete erleichtert auf. „Sie fürchten sich wohl vor dem Pöbelaufland“, fuhr Abigail fort, „daß man sich mit dem Pöbelaufland, das kann ich mir denken, der würde mir auch bange machen.“

Einem Augenblick sah er sie starr an, als verstehe er ihre Worte nicht, dann ging er rasch in das Zimmer zurück, wo die Kleine schon am Frühstückstisch saß. Sie strahlte vor Gesundheit und kindlichem Frohsinn, schüttelte ihr Köpfchen, daß die goldenen Locken flogen und ihr harmloses Gepläuber wollte kein Ende nehmen. Der Anblick des süßen Gesichtchens, das silberhelle Locken, das er so liebte, schenkte ihm eine Qual noch zu vermehren. Das Kind schrakte fröhlich weiter, ohne zu merken, welche solche Blässe jetzt in des Vaters Antlitz trat, als ob ein furchtbarer Entschluß plötzlich in ihm zur Reife gediehen sei. Er schritt auf seinen Schreibtisch zu, öffnete eine der kleinen Seitenschiebläden und nahm ein Fläschchen heraus.

„Komm doch zum Frühstück, Papa“, rief das Kind, „ich mag nicht so ganz allein hier sitzen.“ Beim Ton ihrer Stimme judte er unwillkürlich zusammen; denn trat er hinter ihren Stuhl, er vermochte ihr nicht in die unschuldigen Augen zu sehen; seine Lippen waren abschleib, große Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn.

„Gieb mir deine Milchflasche“, flüsterte er mit heiserer Stimme.

Sie sah verdutzt zu ihm auf, während er die Lasse ergriff und das Fläschchen darüber hielt. Plötzlich stieß er einen gelassenen Schrei aus und schleuderte es weit fort in die entfernte Zimmerdecke.

„Ich kann nicht“, stöhnte er und sank laut schluchzend auf einen Stuhl, ohne auch nur den Versuch zu machen, seiner Bewegung Herr zu werden.

Die Kleine glitt erschrocken von ihrem Sitz herunter, sah den Vater einen Augenblick mit bleicher Miene und großen verwunderten Augen an und lief dann zu Abigail hinaus.

Sie ahnte wohl nicht, wie nahe der Todesengel soeben an ihr vorübergegangen war, denn kaum fünf Minuten später konnte der Vater wieder ihr helles Lachen und fröhliches Jauchzen hören, das seine Furcht mehr betriet.

## Zweites Kapitel.

Am 14. Juli 1863.

Es war sieben Uhr abends und in den Straßen noch hell; trotzdem sah man schon viele Häuser in New York fest geschlossen vor sich. In der Amity-Strasse war dies besonders auffallend; der Stadtteil, in welchem sie liegt, und hauptsächlich die alten Häuser zwischen dem Broadway und der sechsten Avenue beherbergten damals viele Neger, und überall wo ein Schwarzer im Dienst stand, herrschte große Furcht. Nur eines dieser Häuser war, wenn auch gleichfalls verschlossen, doch glänzend erleuchtet, was in der Nachbarschaft nicht geringes Aufsehen erregte. Bis vor kurzem hatte es noch leer gestanden und man wußte nichts von seinen Inhabern, außer, daß ein großer Neger das Gas angezündet und die Fensterläden geschlossen hatte. Es war ein altes Gebäude, wie sie in jener Stadtgegend häufig zu finden sind; die niederen Stufen, welche zur Haustür führten, waren von seltsam geformten gußeisernen Säulen eingefaßt, die Wohnzimmerfenster gingen auf einen Balkon hinaus, und durch die halbbrunde Glasscheibe über der Eingangstür sah man den einladenden Schein der Flurlampe.

Alle Vermutungen aber in Betreff der Bewohner des früher leeren Hauses, ja sogar andere noch weit wichtigere Dinge gerieten in Vergessenheit, als sich in der Amity-Strasse die Schredensnachricht verbreitete, daß ein Pöbelhaufe im Anzug sei. Schon vernahm man von weitem die unheilvollen Vorböden: zahllose Fußtritte, ein wildes Stimmengewirr und das Gedrüll einer rasenden Menschenmenge, das weit furchbarer ist als das Lachen der aufgeregten See oder das Geheul wilder Bestien. Bis jetzt klang es nur aus der Ferne, die Straße selbst war verödet und menschenleer. Da sah man plötzlich zwei Männer um die Ecke biegen und auf das Haus Nr. 31 zuzukommen. Der eine, von schönem wohlgeformtem Aussehen mit blondem Schnurrbart und schwermütigen Augen, sah starr vor sich hin, während er gassig vorwärts eilte. Des andern Gestalt war schmächtig, sein Rücken gebeugt und der Ausdruck seiner Miene so unergründlich, daß jeder, der dies Gesicht einmal gesehen hatte, es schwerlich wieder vergaß. Beide beschleunigten ihre Schritte, wie von einem stärkeren Willen getrieben; erst als sie vor der Haustür stillstanden, schienen sie einander gewahr zu werden. Ein furchtbarer Schreden durchjudte sie; beide öffneten die Lippen um zu sprechen, brachten aber keinen Laut hervor. Sie grüßten einander nur stumm, wie zwei Menschen, die

von einem starken gemeinsamen Gefühl bewegt werden; dann stiegen sie, noch einen Blick auf die Hausnummer werfend, die wenigen Treppentufen hinauf, wobei der stattlichere Mann dem kleineren, offenbar älteren, den Vortritt ließ.

„Ein Knabe!“, rief er mit bebender Stimme. Wie von einem elektrischen Schlag getroffen judten beide zusammen. White flüsterte kaum hörbar:

„Er ist erst zehn Jahre alt. O, — ich verstehe es jetzt und deshalb ergebe ich mich in mein Schicksal.“

Mit unterwundenen Blicken sah Philipps noch immer das Bild an, das einen mächtigen Reiz auf ihn auszuüben schien.

„Wie schön, was für edle Züge!“, rief er, es entzückt betrachtend.

Der Vater stieß einen herzzerreißenden Seufzer aus. „Seinesgleichen gibt es nicht auf der ganzen Welt“, sagte er, sein Eigentum wieder an sich nehmend. Er getraute sich jedoch nicht, das Bild anzusehen, sondern barg es rasch wieder an seiner Brust.

Unterdessen war es auf der Straße lauter und lauter geworden; das Getöse hatte jetzt einen solchen Grad erreicht, daß es die Aufmerksamkeit der beiden erregen mußte, wie sehr sie auch mit andern Dingen beschäftigt waren.

„Was geht da vor?“ fragte Philipps verwundert.

In diesem Augenblick trat der Neger wieder ins Zimmer. „Bitte, beunruhigen Sie sich nicht, meine Herren“, bemerkte er. „Draußen findet ein kleiner Aufruhr statt. Man ist augenblicklich nicht auf die Farben zu sprechen und der Pöbel hat wahrscheinlich erfahren, daß ich hier bin.“

„Erstaunt über seine Gelassenheit angesichts der ihm drohenden Gefahr sahen White und Philipps einander an. „Kommen die Aufrührer hierher?“ rief letzterer, „führen sie Böses im Schilde?“

„An der Ecke wohnen noch zwei Familien, welche schwarze Diener haben“, entgegnete der Neger mit erschütterter Ruhe. „Da wird es noch zweimal um Kampfe kommen, der, wenn die Polizei rechtzeitig einschreitet, lange genug dauern kann, um Ihnen, meine Herren, Zeit zu lassen — Ihre Mahlzeit zu halten.“

Seine letzten Worte brachten die Räte des Jornes in Whites Antlitz; Philipps aber schien von neuer Hoffnung befeuert.

„Fürchten Sie sich denn nicht?“ fragte er, „man sagt, die Aufrührer schrecken vor jeder Untat zurück.“

„Nur eins macht mir Sorge“, lautete des Dieners Antwort, „mein Herr wollte durch die sechste Avenue nach Hause kommen; leicht könnte er dem Pöbelhaufen in die Hände fallen und nicht zur verabredeten Stunde wieder zuhause sein.“

Unscheinend ohne darauf zu achten, in welche heftige Erregung diese Mitteilung die beiden Männer versetzte, fuhr der Neger fort:

„Hier unten kann ich keinen Fensterladen öffnen, aber wenn Sie es wünschen, will ich einmal im obern Stockwerk hinaufgehen.“

Er verließ das Zimmer.

„Das ist kein gewöhnlicher Diener“, sagte White mit dumpfem Ton, als die beiden wieder allein waren. „Das Werkzeug ist ebenso gefährlich, als die Hand, die es führt. Sollte er, den wir fürchten, nicht kommen, so ist immer noch ein Zeuge da.“

„Der Pöbel brüllt: Tod allen Negern! — Wenn ein Zwischenfall eintritt — es fehlen noch fünf Minuten — so kann es unsere Rettung werden.“

Neubelebte Hoffnung klang aus seinen Worten; der Mann schien wie umgewandelt.

Whites Wesen dagegen hatte sich kaum verändert. Würden wir nicht trotzdem durch unseren Eid gebunden sein?“ fragte er kopfschüttelnd.

Der andere fuhr zurück und sah ihn mit entsetztem Blick an.

„Ist das Ihre Meinung?“ fragte er. „Sollte jener Mensch verbundet — getötet werden — würden Sie dennoch —“

Er hielt erschrocken inne. Der Neger kam mit unerbötlichem Tritt wieder ins Zimmer geschlichen.

„Die Sachen stehen schlecht!“, äußerte er beklüßelt. „Deutlich sehen kann ich freilich nichts bei der Dunkelheit, aber man hört von allen Seiten Steine fliegen und dazwischen Schöhnen und Schmerzensschrei. Die Aufrührer versuchen eben in einem der nächsten Häuser die Türe einzunehmen. Das wird sie noch einige Minuten hinhalten.“

Die Herren blickten schweigend nach der Uhr, welche die achte Stunde zeigte.

(Fortsetzung folgt.)

— Ein Held. „Wenn Sie nicht sofort die Beleidigung zurücknehmen, sag ich's meiner Schwiegermutter — verstehen Sie!“

— Er weiß sich zu helfen. Silberbauer (zu seiner Frau): „Der Wastl, der Schuft, hat ein falsches Silberstück beigelegt, als er seine Rechnung zahlte!“

Frau: „Hättest Du's doch zurückgegeben!“

Bauer: „So unnobel bin ich nicht, ich hab's seiner Köchin als Trintgeld gegeben!“